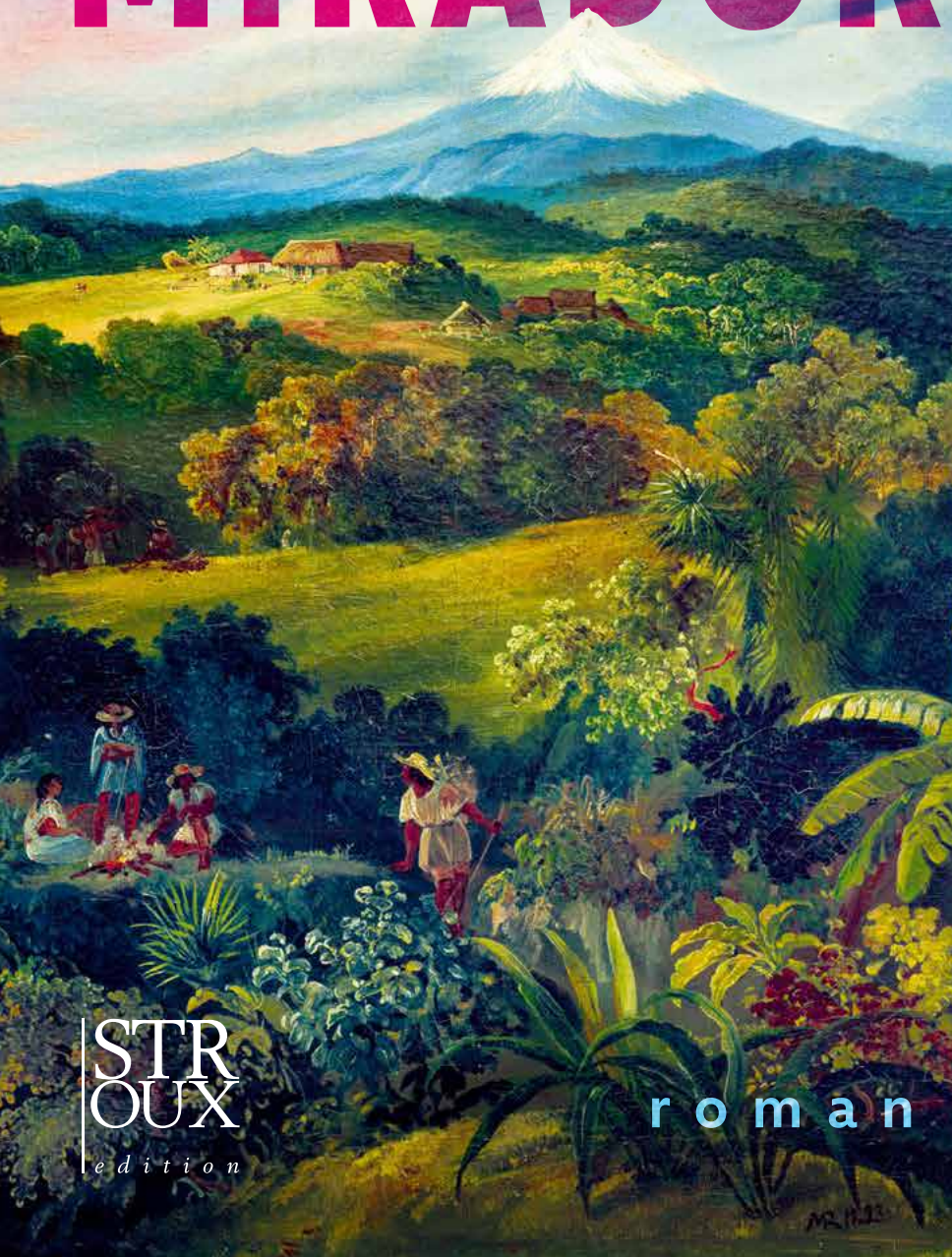


M A R I E G A T É

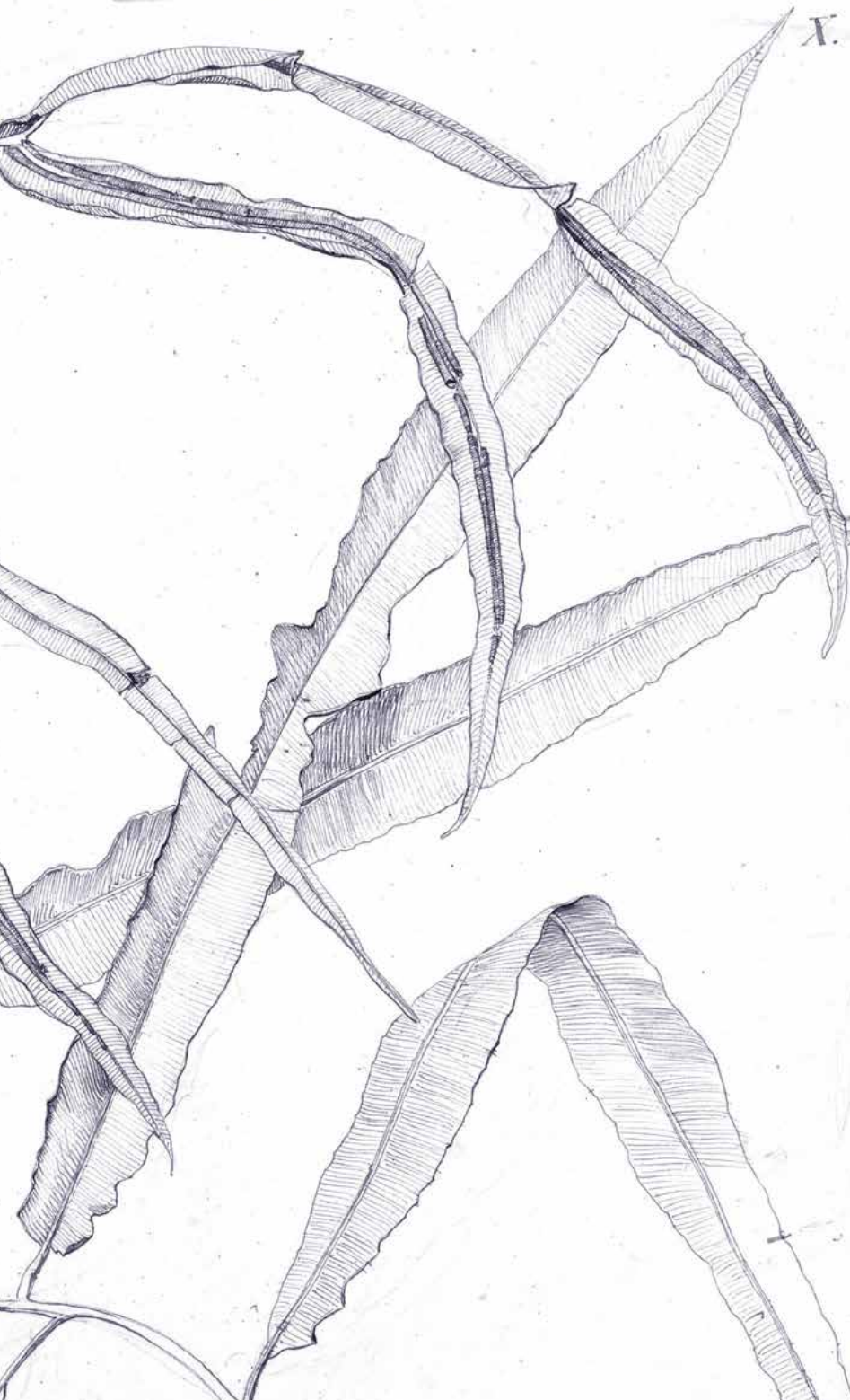
MIRADOR



STR
OUX
edition

roman





| STR
OUX
edition

ISBN 978-3-948065-39-3

Alle Rechte der Ausgabe © STROUX edition, München – 2025

Umschlaggestaltung: Matthias Mielitz unter Verwendung des Gemäldes von Johann Moritz Rugendas „Blick auf die Hacienda El Mirador und den Pico de Orizaba“, 1833 (Foto ©Andreas Brücklmair).

STROUX edition, Donnersbergerstraße 32, 80634 München
info@stroux-edition.de
www.stroux-edition.de

Druck & Bindung: ScandinavianBook GmbH, Neustadt a. d. Aisch
gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

M A R I E G A T É

MIRADOR

*Für Ubaldo und
Mauricio*

*Dieser Roman basiert auf wahren Begebenheiten
und realen Personen, enthält jedoch
fiktionale Elemente und künstlerische Freiheiten.*

*Überall geht ein früheres Ahnen
dem späteren Wissen voraus.*

Alexander von Humboldt

M I R A D O R

Das Gemälde

„EIN RUGENDAS!“, hatte der Augsburger Restaurator voller Begeisterung ausgerufen, als er das Kunstwerk in die Hände bekam. „So ein großes Gemälde von ihm habe ich selten hier gesehen!“ Er hatte auf eine kleine Signatur rechts unten gedeutet, die in den dunkelgrünen Tönen der tropischen Vegetation kaum sichtbar war: „Sehen Sie, hier: MR 1833! Eindeutig Moritz Rugendas!“

Seit die Großeltern gestorben waren, hing das Gemälde in Ubaldos Elternhaus. Durch viele Umzüge hatte der Rahmen gelitten, das Gemälde war sehr staubig und im oberen Teil, im Blau des Himmels, hatte es eine Verletzung. Da es sich um ein Erbstück handelt und vor allem, weil es ein Bild von Mirador ist, dem Elternhaus des Großvaters Alfred in Mexiko, wollte man es nicht verkommen lassen und brachte es zum Restaurator.

Der hatte beim Anblick des Bildes sofort nach der Herkunft gefragt und bei jedem Detail der Schilderung hochofreut genickt: „Genau! Fantastisch, das passt alles! Wissen Sie, die Liebe zur Augsburger Künstler-Dynastie Rugendas ist bei uns eine Familiengeschichte. Meine Tochter hat ihre Dissertation

über Georg Philipp Rugendas den Älteren geschrieben. Meine Präferenz gilt dagegen dem Maler Ihres Gemäldes, Johann Moritz, dem reisenden Maler, der sich zwar den Beifall der Größten seiner Zeit errungen hatte, jedoch meiner Meinung nach noch nicht das Echo gefunden hat, das er verdient. In Lateinamerika reicht heute noch der Begriff ‚Pintor viajero‘, Reisemaler, um zu wissen, dass damit Juan Mauricio Rugendas, wie er dort genannt wird, gemeint ist. Hier in seiner Geburtsstadt Augsburg weiß man immer noch viel zu wenig über ihn.“

„Und wann hat unser Rugendas gelebt?“, hatte Ubaldo wissen wollen.

„Ihr Johann Moritz wurde 1802 hier in Augsburg im Haus Kapuzinergasse 5 nicht weit von St. Ulrich als ältester Sohn von Johann Lorenz Rugendas, Maler, Graphiker und Direktor der Kunsthochschule geboren, sein Ururgroßvater Georg Philipp hatte sich im 17. und 18. Jahrhundert als Augsburger Maler und Graphiker, vor allem als Pferde- und Schlachtenmaler, internationalen Ruf erworben. Dass Johann Moritz der alten Künstlerfamilie Rugendas entstammte, bestimmte seinen Lebensweg von vornherein. 1825 kehrte er von einer wissenschaftlichen Expedition in Brasilien als offizieller Zeichner des Barons Georg Heinrich von Langsdorff nach Europa zurück. In Paris traf er Alexander von Humboldt, der beim Betrachten seiner Zeichenmappe aus Brasilien voller Begeisterung fand, dass Johann Moritz Rugendas den wahren Charakter der Tropenwelt erfasst habe. Bis zu seinem Lebensende hatte Rugendas in Humboldt einen Mentor.

Der große Forschungsreisende erweckte in Rugendas den Wunsch, der Illustrator weiterer Länder Amerikas zu werden. Ab 1831 unternahm Johann Moritz, diesmal auf eigene Faust, eine zweite Reise nach Übersee. Rund drei Jahre lang durchstreifte

er Mexiko von Veracruz an der Ostküste bis Manzanillo am Pazifischen Ozean. Und hier fängt die Geschichte Ihres Gemäldes ‚Mirador‘ an.“

Ubaldo hatte die Restaurierung voller Interesse begleitet und sich im Elternhaus bei jedem Besuch an dem in neuem Glanz erstrahlten Gemälde erfreut.

Nun kam er zum ersten Mal mit seiner jungen Frau Marie nach Hause. Sie hatten sich in Spanien kennen und lieben gelernt. Ubaldo hatte gleich gewusst, dass sich Marie für das Bild interessieren würde. Und tatsächlich war sie lange vor dem Gemälde stehengeblieben. Waren es die wogenden Farben, die sie so sehr an Ubaldos Erzählungen über seine Kindheit erinnerten? Das Bild hatte für sie etwas Vertrautes. Das dominante Grün besitze alle Nuancen seiner Augen, fand sie. Es lebe und fülle den Raum.

„Wer hat das Bild gemalt?“ , fragte sie.

„Johann Moritz Rugendas. Meine Eltern hatten sehr früh entschieden, dass ich das Bild erben würde, da ich als Kind bei den Großeltern in Düsseldorf stundenlang davorsaß und behauptete, dass es Argentinien, die Heimat meiner Kindheit sei, weil die Frau am Feuer wie Maria aussah, mein argentinisches Kindermädchen, und dass sich ein Puma, ein Jaguar, ein Gürteltier, eine Korallenschlange und viele Ameisen hinter den Bäumen verstecken. Mit der Zeit wurde es in der Familie sogar Ubaldos Bild genannt. Vom Maler war nie die Rede, keiner erwähnte ihn je in meiner Anwesenheit. Das Bild gehörte einfach immer dazu.“

Wenn sie seitdem gemeinsam vor dem Bild stehen, entfaltet es für beide eine faszinierend soghafte Wirkung: Die feucht leuchtenden Farben verflüssigen sich, laufen über und strömen

aus dem Rahmen wie Magma aus dem Vulkan. Die hellblauen Töne des Himmels verwischen sich immer mehr ins Gräuliche. Die eingeritzten Wolken eines aufziehenden Gewitters steigen in hellgelben Rauchschwaden empor, verlassen die obere Fläche des Bildes und hinterlassen kühl und entseelt die blauen Hänge des Vulkans. Der pastose Farbauftrag der vorderen überbordenden Vegetation schmilzt unter dem einfallenden Sonnenlicht und fließt in dunkelgrünen Kaskaden nach unten. Getrieben von dem groben Borstenpinsel und den Fingerspitzentupfern verschwinden die Formen der Palmwedel, Stämme, Büsche und Baumkronen, um den Weg durch die schwarzen Schichten des tannengrünen Waldes zu öffnen und den Blick auf die Menschen zu lenken.

In kleineren Gruppen, zwischen dem warmen Lichtschimmer und der saftgrünen Beschattung, Männer mit breitkrempigem Hut und Poncho, Frauen im weißen Kleid, ein Kind auf dem Schoß, sitzen sie auf dem Boden um eine Feuerstelle. Wie aus einem tiefen Schlaf erweckt, scheinen die Figuren an Leben zu gewinnen. Ihre Bewegungen wirken unsicher und schwerfällig, als ob sie lieber in der starren Ewigkeit der Darstellung verbleiben wollten. Unterdrückt von der dunklen Fülle der Natur bemühen sie sich, sich zu lösen, um ihre Selbständigkeit zurückzugewinnen. Im Vordergrund windet sich ein Mann mit Korb auf dem Rücken und Stock in der Hand aus der üppigen Vegetation. Als Repoussoir-Figur richtet er den Blick nach hinten auf das zentrale Motiv, die Hacienda am Fuß des Berges. Umgeben von einer ockerfarbenen Weidefläche, deren Helligkeit durch das Auswischen der Farbe erhöht wurde, nimmt die bescheidene Unterkunft trotz der Entfernung eine noble Größe an. Die bewusste Inszenierung und die farbliche Abstimmung der Landschaft richten die Aufmerksamkeit auf

den glänzenden Mittelpunkt: Mirador. Ein majestätischer Anblick. Wie ein goldenes Feuerwerk stößt die Hacienda aus der Dunkelheit hervor und erleuchtet die Decke des Zimmers. Das Bild fängt Feuer. Mirador öffnet sich.

„Ich muss zugeben, dass die Geschichte des Bildes mich immer noch sehr beschäftigt“, bekennt Ubaldo. „Das Haus, die Menschen, die Natur, das war mein Zuhause. In dieser Vorstellung habe ich sehr früh gelernt, Abstand zu halten, Abstand von äußeren Umständen, die ich nicht beeinflussen konnte, Abstand von Gefühlen, die mich übermannten und mich noch trauriger machten. Ich lernte auch, das zu sehen, was ich sehen wollte, und mich auf Kleinigkeiten zu konzentrieren, um das Ganze zu verstehen. In der Familie wurde ich manchmal ausgelacht. Ich habe aber auf diese Art meinen eigenen Weg aus dem Labyrinth gefunden. Ich war als Kind sehr einsam, keiner hatte Zeit für mich. Ich musste mit der Trennung leben, mit der Trennung von Menschen, in deren Nähe ich mich wohlfühlte, von Orten, wo ich dachte, Geborgenheit gefunden zu haben.

Aber wenn man etwas intensiv betrachtet, wie ich es mit dem Bild gemacht habe, offenbaren sich auf einmal neue Welten. Es ist wie eine Tür, die sich öffnet, wenn man denkt, eingesperrt zu sein. Aus dieser Einsamkeit entwickelte sich ein Gefühl der Freiheit. Ich war allein, aber das war nicht so schlimm, denn ich merkte, dass dieser Zustand eigentlich von Vorteil war: Da keiner sich in mein Leben einmischte, konnte ich selbst entscheiden, was ich machen wollte. Alles ist eine Frage der Perspektive. Ich bin Arzt geworden, nicht weil es der Wunsch meiner Eltern war – was alle immer meinten –, sondern weil ich es entschieden habe. Ich wollte aktiv auf meine Umgebung wirken und das verändern, was verändert werden kann. Ich denke, dass Moritz Rugendas die gleiche Erfahrung

gemacht hat. Ich habe das Gefühl, dass wir uns ähnlich sind. Mit seinem klinisch-unbestechlichen Blick ist er der Augsburger Grisaille entflohen, um die Vielfalt der Farben der Welt unter dem Einfluss des Lichtes einzufangen. Er ist aus dem Rahmen gesprungen, um selbst in das Bild eintreten zu können.“

„Es ist kaum zu glauben, was für eine außergewöhnliche Fügung! Ein Augsburger Maler aus dem 19. Jahrhundert reist nach Amerika, malt ein Bild in Mexiko und, ohne dass jemand es bewusst veranlasst, findet das Bild auf eigene Faust im 20. Jahrhundert nach Augsburg, zum Geburtstort des Malers, zurück. Ist das nicht magisch?“

Marie liebt Ubaldo und sie liebt die Kunst. Vor ihrem Sprachstudium in Frankreich hatte sie ernsthaft überlegt, Kunst zu studieren. Das französische Wort *Les beaux-arts* leuchtete an ihrem Horizont unwiderstehlich hellblau und tauchte sie in ein Paradies der Farben, in dem sie überzeugt war, ihr Glück zu finden. Schließlich entschied sie jedoch, die Sprachen zum Beruf zu wählen und die schönen Künste in der Freizeit zu genießen. Sie hatte es nicht bereut. Sie fand diese Aufteilung harmonisch und anregend.

Und nun fügen sich vor ihren Augen die außergewöhnlich ineinander geschlungenen Lebenswege von Ubaldo und Johann Moritz wie ein Spaziergang durch eine Gemäldegalerie zusammen.

K I N D
V O R G E M Ä L D E
S I T Z E N D

UBALDO STALLFORTH

Düsseldorf 1958

Bleistiftzeichnung auf Papier

DIE LEDERHOSE klebte am frisch gewachsenen Parkettboden wie die Fliege am Honigknäckebrötchen. Die Großmutter hatte die Aufsicht der Lausbuben mit der üblichen Aufforderung, die beiden nicht aus den Augen zu lassen, ihrem Mann übergeben und erledigte Einkäufe in der Stadt. Kaum war die Tür hinter ihr ins Schloss gefallen, sank der Großvater in seinen Ohrensessel, ein zufriedenes Lächeln auf den Lippen. Mit einem leisen Schnarchen schien ihn der Schlaf in seine liebsten Träume von früheren Zeiten zu entführen. Ubaldo hatte seine Hausschuhe ausgezogen und war auf seinen zum großen Missfallen seiner Großmutter dünn gewordenen Wollsocken von der Küche durch das Wohnzimmer gerutscht, um im verbotenen Raum auf den Hintern zu fallen. Till, der große Bruder, hatte sich am Ende des langen Wohnzimmertisches brav hingesetzt. Mit dem Kopf auf seine Hand gestützt und den Blick zur Decke gerichtet, kaute er nachdenklich an der Spitze seines Bleistifts. Ubaldo hielt das Ganze für bloße Wichtigtuerei, um den Großvater an dessen Schreibtisch nachzuahmen. Es war ihm aber egal, denn jede Minute dieser schwer ergatterten Freiheit schmeckte besser als die sonntägliche Götterspeise.

Im Schneidersitz neben dem schweren Stuhl, der wie alles im verbotenen Raum verboten war, fixierte Ubaldo mit klopfendem Herzen das Bild an der Wand. Ihm wurde warm. Er vergaß die kurze Lederhose, die überall zwickte und ihm im Kindergarten so peinlich war. Er hatte sie zu Weihnachten bekommen, aber in Düsseldorf trug keiner so eine Hose. Durch einen Wutanfall hatte er es wenigstens geschafft, die Hosenträger mit einem Hirsch auf der Brust zu vermeiden. Der Kindergarten am Ende der Straße, wo die Ruinen anfangen, machte ihm Angst. Nur hier vor dem Bild fühlte er sich sicher.

Das Bild verstand ihn, anders als die wilden Kinder draußen, die meinten, er sei nicht normal. Er verstand sie nicht und sie verstanden ihn nicht. Sie lachten über seine Lederhose und über das, was er sagte oder eher noch über das, was er nicht sagte, denn Ubaldo sprach kein Deutsch, er sprach auch kein Spanisch mehr. Eigentlich sprach er nichts. Seit er aus Argentinien gekommen war, war er sprachlos. Er hatte alles vergessen. Der Großvater meinte, das sei ganz normal. Das Kind übe innerlich, um irgendwann Deutsch sprechen zu können. Aber Ubaldo übte nicht. Er wollte zurück nach Argentinien, er wollte einfach nach Hause, dahin, wo es warm war, wo er alles verstand und wo es gut roch. Und das Bild roch gut, anders als Düsseldorf mit seinen kaputten Häusern, wo es nach Gully und Reinigungsmittel stank.

Wenn er sich näherte, um den Geruch einzufangen, konnte er sogar jede einzelne Person auf dem Bild erkennen. Die weißgekleidete Frau am Feuer zwischen den Bäumen im Vordergrund, das war Maria, da war er sich sicher, seine Maria, die sich so weich anfühlte, wenn er auf ihrem Schoß saß, und deren Küsse nach frisch gebackenem Maisbrot schmeckten, seine Maria, die er Mama nannte, weil sie immer da war, um ihn zu trösten, wenn er nach seiner Mutter rief. Die Mutter sah er nur am Abend, bevor er ins Bett musste. Wie eine weiße Fee kam sie angeflogen, gab ihm einen Kuss auf die Stirn und verschwand wieder. Anfassen durfte er sie nicht, denn ihre Hände, sagte sie, seien nicht immer sauber, und ihr Kittel müsse für die Patienten makellos bleiben. Das hatte er akzeptiert. Seit jeher wusste er, dass die Patienten an erster Stelle standen. Was das Wort ‚Patient‘ genau bedeutete, wusste er nicht. Er hatte nur gelernt, dass er deshalb seine Mutter nur flüchtig sehen durfte und seinen Vater gar nicht. Wenn er im Hof spielte, sah er in

dem Teil des Hauses, den sie clínica nannten, den großen weißen Mann, der den gleichen Kittel wie seine Mutter trug, mit Oliven in den Ohren, von welchen zwei Schläuche hingen, gebückt über einen Patienten, der auf einer Liege lag.

Der Patient war abwechselnd ein Mann, eine Frau oder ein Kind. Es war strikt verboten, den Vater zu stören. Das, was er tat, war so wichtig, dass ein aufgeschürftes Knie oder ein gerade entdeckter Zauberstein kein Grund waren, zu ihm zu kommen. Aber das war nicht so schlimm, denn seine Maria war da. Er war ihr tesoro de oro, ihr Goldschatz, und er fühlte, wenn sie ihn so nannte, dass sie ihn genauso liebte wie ihre eigenen Kinder.

Betrachtete er das Bild lang genug, fing es an, sich zu bewegen. Das Grün der vielen Bäume verlief über Blautöne in Grau, der Wind lichtete die Blätter, so dass er die Vögel hören und auf dem dunkleren Boden Wurzeln und Steine erkennen konnte. Vorsichtig hob er manchmal einen bemoosten Stein und rutschte vor Schreck zurück, wenn sich darunter eine Korallenschlange befand, die aussah wie die tote Haut, die Vicente, Marias Mann, auf einem Holzstock mitgebracht hatte. Hinten im Gestrüpp, nicht weit entfernt vom Haus vor dem großen Berg leuchteten die Augen des Pumas. Alle im Dorf La Paz hatten die Kinder gewarnt. Sie sollten gefälligst nicht herumstrolchen, sonst würde la fiero, das Biest, sie beim Schopfe packen. Das hatte ihm Angst eingejagt.

Sein Bruder fand, er spinne wohl. Der Maler habe nur Grünes mit einem Berg gemalt, wo winzige Indios neben einer Hütte zu sehen seien, sonst nichts! Und er wisse besser, was Sache sei, denn er sei schließlich nicht mehr im Kindergarten, sondern mit den Großen in der Schule. Ubaldo hörte nicht zu, wie er auch bei den Kindern im Kindergarten nicht zuhörte.

Sie konnten vielleicht sprechen, aber sie waren blind. Und sein Bruder Till auch.

Zu Hause in der Pampa sauste Till immer hin und her, redete mit allen, Deutsch mit den Eltern und Anna, der Mennonitin aus Paraguay, Spanisch mit den Angestellten und den Dorfbewohnern. Alle lobten den älteren Sohn der Doktoren, er sei so lebhaft offen und sprachlich sehr begabt, der schelmische Junge hüpfte ohne Schwierigkeit von einer Sprache zur anderen. Bei dem kleinen Ubaldo würde es sicher später kommen, meinten sie alle, um sich selbst zu beruhigen. Er sei einfach ein Spätentwickler. Das süße blonde Kind war so brav. Es konnte stundenlang in einem Wäschekorb bei Maria bleiben, ohne zu schreien. Um ihren Goldschatz in Schutz zu nehmen, behauptete die liebe Frau, der Kleine habe seine Gründe, so ruhig zu sein, sein Bruder sei der Entdecker und er der Beobachter. Er nehme sich Zeit, seine Umgebung zu betrachten, um das zu sehen, was die anderen übersehen. Und mit ihr, da sie sich Zeit nehme, ihm zuzuhören, spreche er. Sein Spanisch sei für sein Alter sogar gut. Mit verdecktem Stolz freute sich Maria, die Einzige zu sein, die Zugang zu diesem eigenwilligen Kind hatte.

Ubaldo verstand nicht, was die anderen von ihm wollten. Er wollte einfach seine Ruhe haben, Marias Hand ergreifen, wenn er Angst hatte, und die hellbraunen Ameisen anschauen. Es gab so viele Sachen, die ihn interessierten. Am liebsten mochte er die armadillos. Wenn er das Glück hatte, ein Gürteltier zu entdecken, und wenn Maria nicht in der Nähe war, denn sie scheuchte die Tiere wegen ihrer messerscharfen Klauen immer weg, holte er einen Stock und klopfte so lange auf den beweglich schuppigen Panzer, bis der Gürtelmull sich mit eingezogenen Pfoten dicht an den Boden kauerte und sich

in einen wunderschönen farbigen Stein verwandelte. Hier in Düsseldorf gab es keine lebendigen Steine, die die Farben unter Einfluss des Sonnenlichts wechselten. Marias Hand war auch nicht mehr da, wenn er sich vor den Bomben fürchtete. Aus dem Fenster der kleinen Wohnung in Düsseldorf hatte er einmal gesehen, wie Männer mit Schutzanzügen eine Bombe aus dem Krieg entschärften. Großvater Alfred hatte ihm erklärt, dass im Krieg gegen die Franzosen, Engländer, Amerikaner, Russen und andere – das war nicht so lange her –, die Stadt bombardiert worden war. Was von oben kam, explodierte nicht immer; aus diesem Grund musste man sehr aufpassen, wenn man grub und solch einen Sprengkörper entdeckte, dass er nicht in die Luft flog. In Deutschland lagen noch Tausende solcher nicht explodierter Bomben im Boden und tonnenweise Munition im Wasser. An dem Tag damals hatte Ubaldo, obwohl ihm angst und bange war, fast gehofft, dass es zu einem Feuerwerk kommen würde, dann wäre er so wie früher die Soldaten an vorderster Front gewesen.

In dieser Stadt lauerte überall Gefahr. Es waren nicht nur die übriggebliebenen Bomben aus dem Krieg, sondern da war auch das merkwürdige Familienleben. Der Vater war bei seinen Patienten in Argentinien geblieben und die Mutter lebte allein in einem Zimmer mit Bad und Küche in der Nähe des Krankenhauses, in dem sie arbeitete. Die Wohnung der Großeltern sei zu klein und die Kinder zu laut, hatte man gesagt. Die Mutter kam selten vorbei. Sie musste hart arbeiten und hatte viele Nachtdienste. Manchmal, wenn die Großeltern Ruhe brauchten – schließlich seien sie nicht mehr die Jüngsten, und die Aufsicht über die beiden Lausbuben sei alles andere als ein Sonntagsspaziergang, wie sie oft beklagten –, durften die Kinder abwechselnd bei der Mutter in der winzigen Wohnung

übernachten. Das mochte Ubaldo gar nicht. Alles dort war traurig und düster. Er wusste nicht, was er tun konnte, um die Mutter nicht zu stören. Am liebsten hätte er einen Radiergummi genommen und sich wie die misslungene Ameise seines zum Muttertag gemalten Bildes wegradiert. Eines Tages, als er versuchte, ganz still am Küchentisch sitzend eine perfekte Ameise zu zeichnen, sah er mit einem gewaltigen Knall die Mutter fast wie Baron von Münchhausen auf seiner Kanonenkugel aus dem kleinen Bad durch die Tür fliegen. Er dachte sofort an die nicht detonierten Bomben aus dem Krieg und lief schreiend auf den Flur. Die alarmierten Nachbarn füllten im Nu das enge Zimmer. Niedergekauert wie ein Gürteltier blieb er stundenlang auf dem Treppenabsatz sitzen, bis die kühle Hand des Großvaters ihn aus seiner Erstarrung riss. Am Abend erfuhr er von der Großmutter, dass seine Mutter sich wohlauf in der Klinik befinde. Sie sei dort in guten Händen, da es auch das Krankenhaus sei, in dem sie als Ärztin arbeite. Alle seien sehr um sie bemüht. Sie habe ein unerhört großes Glück gehabt und nur leichte Verbrennungen an den Händen. Es grenze an ein Wunder, dass das Gesicht von der Explosion nicht verletzt worden sei. Sie würde bald nach Hause kommen und er solle geduldig auf sie warten, denn sie brauche in erster Linie Ruhe, um sich zu erholen.

Man ließ ihn allein mit all seinen Fragen und Ängsten. War er schuld an dem Unfall? Hätte er seine Mutter vor der Gefahr von Blindgängern aus dem Krieg warnen sollen? Dazu hatte er sich doch noch heimlich gewünscht, dass eine Bombe explodieren sollte, um ein Feuerwerk zu erleben! Die Erklärungen seines Bruders Till beruhigten ihn zwar, überzeugten ihn aber nicht. Es war keine Bombe gewesen, sondern Benzin. Die Mutter wollte in der Badewanne Flecken aus den

Kindermänteln mit Waschbenzin entfernen. Der Wasserboiler im winzigen Bad war mit Kohle beheizt und glühte. Glut und Benzindämpfe vertragen sich nicht, erklärte Till, der Wissenschaftler in kurzen Hosen. Die Mischung habe geknallt.

Ubaldo fühlte sich nur vor dem Bild aufgehoben und sicher. Am sichersten fühlte er sich im Bild selbst und am liebsten hätte er dort für immer gewohnt. Wenn er die Augen zumachte und die Arme nach vorne streckte, gelang es ihm hineinzutreten. Er blieb solange drin, bis irgendjemand, meist sein Bruder, ihn packte und ohne Rücksicht herauszog.